

## Kurzkritik

## Kumpel-Theater

Volker Lösch nimmt sich in Essen der Bergbau-Saga „Rote Erde“ an

Als vor zwei Jahren die „Kulturhauptstadt Ruhr“ eröffnet wurde, ließ man als Bergleute verkleidete Steptänzer auf Zeche Zollverein den Mythos der Region vertanzten. Heute steht ein Dutzend junger Männer kohlschwarz verdeckt und verschwitzt an der Rampe des Schauspiels Essen und spuckt auf das, was man hier „Strukturwandel“ nennt. Der Segen der „Kreativwirtschaft“ wird abgehakt: „Nee, das ist kein Schritt nach vorn: in noch einer alten Industriehalle noch eine Installation zu machen.“ Was man brauche, sei Arbeit. „Masensarbeit – für die Menschen, die keine Intelligenzhochspringer sind.“

Wut liegt in der Luft und Enttäuschung. Die legendäre Bergbau-Saga „Rote Erde“ von Peter Stripp – ob als Roman (520 Seiten) oder Fernsehserie (zehn Folgen) – dient Regisseur Volker Lösch mehr als Vorwand denn als Vorlage: Gründungsmythos trifft auf neue Arbeits(losen)welt. Bergmann Bruno Kruska, gespielt von Krunoslav Šebrek, und seine Kumpel, die zur Kaiserzeit unter Tage einfahren, gehen ein in einen gestählten Männerchor, der Zitate von Hartz-IV-Empfängern und anderen Bewohnern des Ruhrgebiets sampelt.

Schnelle Schlaglichter setzt Lösch auf den Plot, den er geschickt im permanenten Wechsel mit der Jetzt-Zeit abgleicht. Die Maloche im Flötz erinnert vor lauter dauerumnebelten Boxershorts-Muskeln an einen Fight Club, der schließlich in die Streikfront mündet. Verraten werden die Kumpel dann doch von Sozialdemokraten, und schon sind die Parallelen zum heutigen Opel-Betriebsrat da. Löschs Parolentheater passt zum hitzigen Klassenkampf, und im Arbeiterchor spiegelt sich die Idee vom Ruhrgebiet als Kumpel-Kollektiv. So gräbt sich Lösch durch Ideale und Identität einer Region, die erst das Glück dieses Landes war und dann aufgegeben wurde. Das geht alle an. VASCO BOENISCH

## NACHRICHTEN

## Lulu amerikanisch

Die Uraufführung von Olga Neuwirths Oper „American Lulu“ kann an der Komischen Oper Berlin wie geplant am kommenden Sonntag stattfinden. Der US-Videokünstler Stan Douglas zog vor dem Berliner Kammergericht einen Eilantrag wegen etwaiger Urheberrechtsverletzung zurück. Douglas hatte das Projekt ursprünglich zusammen mit Neuwirth konzipiert. Dabei ging es vor allem darum, die Handlung von Alban Bergs Oper „Lulu“, basierend auf dem Wedekind-Drama, vor dem Hintergrund der amerikanischen Rassenkonflikte des 20. Jahrhunderts zu spielen. Die Zusammenarbeit mit der Komponistin Neuwirth endete vor dem Entstehen der neuen Partitur. Das Gericht äußerte deutliche Zweifel, ob diese Inszenierungsideen bereits schutzwürdig seien im Sinne des Urheberrechts. sz

## Scholl-Preis für Dehmers

Für sein Buch „Wie laut soll ich denn noch schreien? Die Odenwaldschule und der sexuelle Missbrauch“ bekommt Jürgen Dehmers den Geschwister-Scholl-Preis. Die Jury des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels und der Landeshauptstadt München würdigt Dehmers, weil er gewagt habe, „das Schweigen zu durchbrechen und zu benennen, was geschah“. Das sei „ein seltenes Beispiel von Mut“. Der Preis ist mit 10 000 Euro dotiert, er wird am 26. November in München verliehen. sz

## SZ WOCHENENDE

## bringt morgen

**Smart** Angst vor den asiatischen Aufsteigern? Der Westen sollte lieber die eigenen Stärken verteidigen. WOLFGANG MÜLLER

**Stur** Peter Stein, der am Montag 75 wird, hat das deutsche Theater auf Weltniveau gebracht. Ein Besuch. CHRISTINE DÖSSEL

**Hart** „Ich kann Bullen kastrieren und Pferden den Gnadenschuss geben.“ Tommy Lee Jones im Interview. ANTIJE WEWER



Werke von Frank Stella aus ganz verschiedenen Perioden sind in den Räumen des Kunstmuseums Wolfsburg miteinander konfrontiert worden. FOTO: KUNSTMUSEUM WOLFSBURG

## Formen, die in den Raum drängen

Im Kunstmuseum in Wolfsburg wird in einer umfassenden Retrospektive das bildnerische Werk des amerikanischen Malers Frank Stella in all seinen Schritten nachvollzogen

VON GEORG IMDAHL

Das Geheimnis des Einfachen hat Frank Stella mal mit einem Vergleich aus dem Baseball erklärt. Wenn Mickey Mantle von den New York Yankees den Ball aus dem Stadion jage, so Stella 1964 in einem Radiogespräch, „sind alle erst mal fassungslos erstaunt, weil es so einfach ist. Er schlägt den Ball glatt aus dem Stadion, und das reicht.“

Kurz zuvor hatte Stella selbst mit sehr einfach strukturierten Bildern bemerkenswertes Staunen in der New Yorker Kunstszene hervorgerufen. Seine „Black Paintings“ machten den 1936 in Malden (Massachusetts) geborenen Absolventen eines Studiums der Geschichte und der Kunstgeschichte in Princeton, wo er auch eine Malerklasse besucht hatte, zum Shooting Star. Mit Anstreicherfarbe und breitem Pinsel malte der blutjunge Künstler dunkle Farbbahnen auf die Leinwand, eliminierte die Merkmale der Komposition europäischer Herkunft und beschwor statt dessen die Suggestionen einfacher Diagramme. Und es reichte: Aus dem Stand avancierte Stella zur Schlüsselfigur für die letzte Avantgarde der Abstraktion im 20. Jahrhundert, die Minimal Art.

Seine vieleckigen Bilder aus den Sechzigern hat Stella später als seine besten bezeichnet.

Eine üppig bestückte, sehenswerte Retrospektive im Kunstmuseum Wolfsburg steigt mit frühen Bildern wie „West Broadway“ in das rastlose Œuvre ein und zeigt, wie Stella sich 1958 vom Einfluss der „New York School“ und den Flaggenbildern Jasper Johns emanzipierte, um sich ganz auf die Farbe Schwarz zu beschränken. Streng und introvertiert sind die „Black Paintings“, sie geben sich melancholisch und rätselhaft – übrigens auch wegen der Werktitel, die an katastrophische Orte und Ereignisse erinnern, einige auch ans „Dritte Reich“. Niemand brachte damals eine Kunst, die alle Metaphorik hinter sich gelassen hatte, trockener auf den Punkt als er: „What you see is what you see“.

Allerdings untertrieb Stella damit die emotionalen Gehalte seiner sonnambulen

Frühwerke, die Vibrationen der malerischen Streifen und den quasi-mythischen Geist seiner Symmetrien, vor allem ihr unvergleichliches, sonores Hell-Dunkel.

In der Wolfsburger Ausstellung spürt man förmlich, wie Stella damals eine ganze Riege junger Kollegen in New York in seinen Bann gezogen haben muss. Seine spannungsgeladenen, exzentrischen „Irregular Polygon Paintings“ von 1965/66 – Stella hat diese vieleckigen Bilder rückblickend als seine „interessantesten Arbeiten“ bezeichnet – dürften sogar noch den späten Barnett Newman inspiriert haben.

In den frühen Siebzigern wird Stella durch den befreundeten Architekten Richard Meier auf ein Buch über jüdische Synagogen in Polen hingewiesen, die von

Essentialismus niemals Nibelungentreue geschworen hat – eigener Dogmatik ist er nicht zum Opfer gefallen. Im Mittelpunkt seines Denkens steht bis heute das Momentum des einzelnen Objekts, ein besonderer Elan, der den Blick bewegt, zugleich aber auch den Künstler selbst zu neuen Ideen und Werkgruppen anstößt. Mag Stella schon in den Sechzigern mit dem Ornament geflirtet haben, seine Wendung ins Dekorative in den späteren siebziger Jahren kommt, mit dem amerikanischen Kurator William Rubin gesprochen, einer „zweiten Karriere“ gleich. Die geometrische Strenge löst sich nun in die Arabeske auf, das Bild wird zum Zwitter aus Malerei und Skulptur. Mit Kombinationen von Aluminiumwaben, Stahlblech und Schablonen aus

derten Barockmaler Caravaggio, ohne allerdings seinerseits neue Perspektiven auf dessen Werk zu lenken.

Es liegt in der Logik von Stellas hybrider Bildskulptur, dass diese sich von der Wand löst, um in den Raum zu treten. Anregungen findet Stella überall im Alltag: Als Inspirationsquellen für die Großskulptur „The Broken Jug“ (2007) dienten ihm ein spiralförmiger Sonnenhut in Rio und der Qualm einer Zigarre, den er digital bearbeitete. Gern sähe er seine Virtuosität auch als Architektur in die Realität treten, was ihm mit Aufsehen erregenden Entwürfen wie jenen für eine Kunsthalle in Dresden verwehrt blieb. Das Bedauern darüber hält sich angesichts der schwergerischen Entwürfe in Grenzen.

Sein opulentes Ornament mag auf vielfältigen Wegen in die Kunstgeschichte zurückführen, womit Stella der richtige Kandidat für Museumsdirektor Markus Bröderlin und sein Spezialgebiet „Ornament und Abstraktion“ ist. Doch durchgehende Güteklasse garantiert die historische Verankerung nicht. Manches gerät überladen und in der Bonbontheit geschwätzig. Auch im späteren Werk ist Stella, wie die Ausstellung offenbart, mit dem Prinzip Reduktion gut beraten. So stimulieren jüngste Wandobjekte noch einmal das Faszinosum der Formentwicklung, wenn Stella Rohre aus nacktem Edelstahl gebogen und gerundet in den Raum greifen lässt und sie mit Planen aus roter Carbonfaser gespannt wie in der „Bali-Serie“ (2007).

In den Wandobjekten der 2011 begonnenen „Maastricht-Serie“ setzt Stella abermals neu an, indem er Alu-Bleche knautscht, perforiert und mit fließenden Flächen aus Corian paart. Die Rohheit und der metallene Klang bedeuten eine Wohltat nach vielen penetranten Farben, die einem in der Schau aufs Auge gedrückt werden. In den Miniaturen des „Circus of Pure Feeling for Malewitsch“ entfacht Stella Bewegung und Dynamik vitaler als in manchem schwer gepackten, kapitalen Format.

„Frank Stella: Retrospektive. Werke 1958 – 2012“ im Kunstmuseum Wolfsburg bis 20. Januar 2013. Der Katalog (Hatje Cantz) kostet 42 Euro. www.kunstmuseum-wolfsburg.de



den Nationalsozialisten zerstört wurden. In den „Polish Village Series“ (1970/73) macht er die Abstraktion zum Äquivalent der Erinnerung, indem er zersplitterte Formen aus Sperrholz, Pressspan und Hartfaser als Relief in den Raum vorragen oder ins Innere der Fläche eindringen lässt. Spontan denkt man aus heutiger Sicht an die Architektur eines Daniel Libeskind und namentlich an das Jüdische Museum in Berlin.

Es kennzeichnet Stellas Werk über die Jahrzehnte hinweg, dass er seinem frühen

dem Schiffsbau erprobt Stella in zahlreichen Serien („Cones and Pillars“, „Italian Folktales“, „Malta“, „Imaginary Places“) eine Abstraktion, die mit ungegenständlichen Formen Geschichten erzählt. Auf seine Weise definiert Stella damit die Postmoderne: Er verwandelt sich vom Modernisten zum Manieristen.

Folgerichtig wendet er sich literarischen Stoffen wie „Moby Dick“ oder „Heinrich von Kleist“ zu, setzt kubische Formen wie Zylinder und Kegel spielerisch als Figuren ein und paraphrasiert den von ihm bewun-

Widmung des Herbstmonats traten die Schließungsgegner auf den Plan. Gut achtzig Archiv-Aktivistinnen – nennen wir sie Archivisten – drängten sich am vergangenen Mittwoch ins Büro von Gouverneur Deal im Kapitol von Atlanta. Der Republikaner Deal tat, was ein kluger amerikanischer Politiker vor einer Ansammlung von Wählern tut: Er machte Versprechungen. Das Archiv solle geöffnet werden.

Auf die schriftliche Anfrage eines Archivisten, woher das Geld für das Staatsarchiv kommen werde, verwies Deal auf Kamps Etat. Der Secretary of State wiederum ließ wissen, dass der Gouverneur das Geld in seinem eigenen Geschäftsbereich auftreiben müsse. Trotz Deals publikumswirksamer Ankündigung vor dem Wahlvolk erhielten sieben der zehn verbliebenen Mitarbeiter am folgenden Tag die Kündigung. Am gleichen Tag meldete die Lokal-

## Gefährliche Bilder

Filmemacher planen weitere Mohammed-Biografien

Bis vor kurzem war die Verkörperung Mohammeds durch einen Schauspieler im Film unvorstellbar. Die Gesetze des Korans untersagen dies nicht ausdrücklich, doch verletzt die Profanierung seine Autorität und damit die Gefühle von Milliarden Gläubigen. Dieses Verbot der Götzenverehrung währte, bis der Trailer des Schmähhilms „Innocence of the Muslims“ auf dem Videoportal YouTube lanciert wurde. Jetzt planen trotz der andauernden Proteste gegen die Darstellung des Propheten erneut zwei Filmemacher die Biografie Mohammed unabhängig von einander zu verfilmen. Die beiden moslemischen Cineasten beabsichtigen sich so auf unterschiedliche Weise von ihren religiösen Wurzeln zu distanzieren: Während der aus Palästina stammende Mosab Hassan Yousef ein hochkarätig besetztes Historienepos im Stil von Mel Gibsons „Passion Christi“ realisieren will, wolle der im Iran aufgewachsene Islamkritiker Ali Sina den Propheten mit einem Porträt als eitlem Religionsführer entlarven, wie die Zeitung Los Angeles Times mitteilt.

Islamkenner warnen vor der leibhaftigen Darstellung Mohammeds. „Das ist eine Grenzüberschreitung“, so Akbar Ahmed, der ehemalige Botschafter Pakistans in England und jetzige Professor für Islamwissenschaften an der American University. Er sagt gegenüber der LA Times, dass eine solche Besetzung selbst dann zu gewalttätigen Ausschreitungen führe, wenn ein streng Gläubiger den Film drehe. Viele Religionsanhänger wären nicht bereit, Mohammed auf der Leinwand zu sehen. BRS

## Mondsänger

Der Easy-Listening-Tenor Andy Williams ist tot

Für einen Crooner wie Andy Williams, der am vergangenen Dienstag gestorben ist, waren die wilden Jahrzehnte der Bürgerrechts- und Protestbewegungen eine Zeit als Held des kulturellen Widerstands. Nur wenige setzten dem Sturm und Drang des Modern Jazz und Rock so lange und erfolgreich die Lässigkeit und innere Ruhe des saturierten Bürgertums entgegen. Das „Easy Listening“, das Williams so perfekt beherrschte, mochte bald schon als Schimpfwort gelten, aber es war Programm. Musik, so wie sie die Entertainer der alten Schule verstanden, sollte eine Flucht aus den größeren Anstrengungen des Arbeitstages und Auffregungen der Zeit sein.

Williams hatte seine Laufbahn schon als Sechsjähriger begonnen, als er mit seinen Brüdern als Williams Brothers in Radiosendungen auftrat. Bald zog die Familie aus Iowa nach Los Angeles, wo die Williams-Brüder mit Bing Crosby aufnahmen und mit Kay Thompson tourten.



Das „Easy“ wörtlich genommen: Wenn Andy Williams, hier ein Bild aus dem Jahr 1965, Songs für die Bedürfnisse seines bürgerlichen Publikums arrangierte, klangen sie sanft. FOTO: UPPA/FACE TO FACE

Seine Solokarriere begann so richtig mit einem Auftritt bei den Oscars 1962. Da sang er eine Coverversion der Henry-Mancini-Ballade „Moon River“, mit der Audrey Hepburn das Publikum in „Frühstück bei Tiffany“ zu Tränen gerührt hatte. „Moon River“ sollte Williams' Erkennungsmelodie bleiben. Und das Cover wurde Methode. Seine größten Hits waren Songs, die schon ein Eigenleben hatten, bevor Andy Williams sie dann mit seinem entspannten Tenor und soliden Orchester- und Chorarrangements für die Ohren der bürgerlichen Mehrheit genießbar machte. Das reichte vom Thema des Films „Love Story“ über einen Pepsi-Werbejingle, den er 1967 als „Music to watch girls by“ in einen braven Macksong verwandelte, bis zu sanften Versionen von Songs der Poprevolution wie „Michelle“ von den Beatles oder James Taylors „Fire and Rain“.

In seinen späten Jahren feierte Williams seine Erfolge vor allem in England. Nebenbei betrieb er im Vegas der Countrymusik, in seiner Heimatstadt Branson, Missouri, das erste Theater, in dem keine Westernklänge zu hören waren. In Branson ist er nun auch an einem Krebsleiden gestorben. Er wurde 84 Jahre alt. ANDRIAN KREYE

## Zum Glück gibt's Mississippi

Die Geschichte wegsparen: In Georgia soll das Staatsarchiv geschlossen werden Von Astrid M. Eckert

September ist der Squaredance-Monat im amerikanischen Bundesstaat Georgia. Der März war der Monat des Lesens, der Mai der Aufklärung über die Lyme-Krankheit gewidmet, der April gar zum Monat des Kaiserschnitts erhoben worden. Es hat lange Tradition in den Vereinigten Staaten, einzelne Tage, Wochen oder ganze Monate einem bestimmten Anliegen zu widmen. Der Oktober sollte in Georgia eigentlich als Monat der Archive gefeiert werden. Doch dazu wird es wohl nicht mehr kommen. Zumindest gibt es nichts mehr zu feiern.

Fünf Tage, ehe der „Archivmonat“ proklamiert werden sollte, verfügte Brian Kemp, der Secretary of State (in seiner Funktion einem Innenminister vergleichbar), die Schließung des Staatsarchivs zum 1. November. Der Archivdirektor immerhin könne bleiben, der Hausmeister auch. Öffnungszeiten wird es nicht mehr geben. Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München. Je nach Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

der eine oder andere Benutzer dürfe aber noch nach Vereinbarung hineinschlüpfen. Wer solche Termine abmachen und die Besucher im Lesesaal betreuen soll, war von Kemp nicht zu erfahren. Aber zutreffend stellte er in einer Pressemitteilung fest, dass Georgia damit der einzige Bundesstaat in ganzen weiten Land ohne Staatsarchiv sein werde.

Es muss gespart werden. Die Schließung soll gut 730 000 Dollar einbringen. Ein ausgeglichener Haushalt ist in einem republikanischen Bundesstaat Programm, dafür staatliche Angebote einzustellen ebenfalls. Kemp setzt eine Vorgabe des Gouverneurs Nathan Deal um, drei Prozent seines Ressort-Budgets einzusparen. Kemp hat nicht lange überlegt, nicht etwa hier und da ein wenig geknappst. Vom Staatsarchiv war nämlich nicht viel Widerstand zu erwarten. Der Stellenplan war bereits im ver-

gangenen Jahr auf zehn Mitarbeiter zusammengestrichen worden. Dabei hatte das Archiv erst 2003 ein neues Gebäude bezogen. Architekturverbände haben den 41-Millionen-Dollar-Bau mit etlichen Preisen bedacht. Selbst wenn fortan kein Benutzer mehr dort die Zeugnisse zur Sklaverei in Georgia, die vielen Briefe aus der Zeit des Bürgerkriegs oder die Quellen zur Bürgerrechtsbewegung lesen darf, wird der Unterhalt des Gebäudes weiterhin 2,7 Millionen Dollar pro Jahr kosten.

Das Ministerium erwartete keinen Widerstand

Allerdings hatte Kemp die Rechnung ohne die Genealogen gemacht. In Windeseile rotteten sich im Internet die Gegner der Schließung zusammen. Georgia war eine der ersten 13 Kolonien, hatte im Unabhän-

gigkeitskrieg und im Bürgerkrieg gekämpft, wenn auch auf der falschen Seite. Es gibt ein gewaltiges Geschichtsbewusstsein in Georgia, auch wenn es sich manchmal in konföderierten Fahnen oder im uniformierten Nachspielen von Bürgerkriegsschlachten äußert. Innerhalb kürzester Zeit brachte eine Internet-Petition 15 000 Unterschriften zusammen, eine Facebook-Seite tromeelte mehr als dreitausend Freunde des Archivs zusammen, es wird gezwitschert und gebloggt – Genealogie 2.0. Landauf, landab unterstützten Archiv- und Geschichtsverbände das Anliegen der „Bürger von Georgia gegen Archivschließung“. Aber nichts erwies sich als so wirkungsvoll wie die direkte Aktion.

Angesichts dieser Lage nahm es sich aus wie blanker Hohn, dass der Gouverneur sich anschnickte, den Oktober zum Monat der Archive zu erklären. Zur feierlichen

Astrid M. Eckert ist Associate Professor an der Emory University in Atlanta.